

Geschwister.

Roman von Martin Bauer.

(15. Fortsetzung und Schluss.)

(Nachdruck verboten.)

Er in kurzer, prüfender Blick flog zu Lie hinüber, und er begegnete seit Wochen zum ersten Male wieder den braunen Mädchenaugen, in denen eine ergreifende, bang jagende Frage stand. Zum ersten Male wieder seit Wochen, in denen er sich vergeblich den Kopf darüber zergrübelt hatte, warum Lie ihm so offenkundig auswich, warum ihre Augenlider sich sofort wieder hinter der feidigen Wimpernpracht verbargen, wenn sein Blick den ihrigen suchte.

Er hielt den Atem an und trank Lies Blick in sich hinein, wie der Verdurstende den erquickenden Trank schlürft. Wie ein Gnabengesicht des Himmels erschien ihm dieser Blick, er atmete tief auf, wie von schwerer Last befreit, und er sah mit Entzücken die Kofenglut, in die sich das schmale Gesicht tauchte, dieses schmale Gesicht, mit dem sich für ihn — in diesem Augenblicke ward ihm das sonnenklar — auf dem ganzen weiten Erdenrund kein anderes an Liebreiz messen konnte.

Es machte ihm auch nichts aus, daß die Augen sich längst wieder schon hinter den Lidern verbargen, daß der braune Kopf sich tief über die Maschine neigte und die kleinen Hände in nervöser Hast darauf herumklapperten, als hinge von der Erzielung größtmöglicher Geschwindigkeit gerade so ungesähr Leben und Seligkeit ab.

Nein, das machte Erich Meinhardt nun nichts mehr aus, er wußte, was er wußte. Er hatte in den Augensternen gelesen, die in unschuldsvoller Unbewußtheit Dinge ausplauderten, von denen ihre junge Bestherin überzeugt war, daß sie als streng behütetes Geheimnis auf dem tiefsten Grunde ihrer Seele ruhten.

Eine übermütig heitere, beinahe knabenhafte Stimmung überlam den langen Menschen. Er hätte, läge das in seiner Macht, allen Menschen Liebes erweisen wollen. Er sprach in völlig zärtlichem Tone mit Begemann und ging über eine grobe Ungeheuerlichkeit des einen der schreibenden Strohholenden Jünglinge mit einem leichten Scherz hinweg, obgleich hier eine ernste Klage gar nicht unangebracht gewesen wäre, denn der Strohholende war dazu geschaffen, Besseres zu leisten, wenn er seine Gedanken zusammenhielt, anstatt sie beständig

auf der Suche nach unerlaubten Freuden wandern zu lassen.

Aber Meinhardt war heut unfähig, einem Menschen ein böses Wort zu jagen, heut, wo er sich, wie am Vorabend des Tages, der berufen ist, eine Fülle von Glück zu bringen.

Seine Stimme hatte einen ganz eigenen zuversichtlich frohen Ton, unwillkürlich ließ Lie ihre Finger eine Sekunde ruhen, und horchte darauf, um in der nächsten um so eifriger drauflos zu klappern. Sie trachtete sogar danach, möglichst viel Geräusch zu machen, denn sie wollte nichts mehr hören — nichts — nichts, zu allererst aber

Punkt halb ein Uhr brachte Mama Schulze mit höchsteigenen Händen die dampfende Suppenterrine auf den Tisch, während der Hausherr den Zipfel der Serviette zwischen Hals und Kragen stopfte. Auch Lie war stets pünktlich zur Stelle, da sie nicht die Gewohnheit hatte, sich unterwegs mit Bekannten zu verplaudern oder die Zeit vor den verlockenden Schätzen der Schaufenster zu verhandeln.

Die Uhr holte zum Schläge aus, was so ähnlich klang wie das Räuspern eines Menschen von einer längeren Rede. Der Strohholende, der ungemein auf Pünktlichkeit hielt, wenn es sich um die Arbeitspause handelte, spritzte im selben Moment seine Feder aus, riß dann im Vorflur den Hut vom Niegel und sprang in ungeheuerlichen Hektischen die Treppe hinab.

Lie ließ die zwölf Schläge verklingen, brachte erst noch einen angefangenen Satz sorgfältig zu Ende und stand dann sehr langsam auf. Sie hörte noch die Stimme des jungen Rechtsanwalts im Nebenzimmer, und gerade heute wollte sie ihn auf dem Heimwege treffen. Aber was sollte sie tun, wenn er es jetzt aufgab, ihr zu begegnen, nachdem sie so lange befreit gewesen — und mit Erfolg — ihm auszuweichen?! Langsam fuhr sie in die Ärmel ihres Tüchchens, und bedächtig setzte sie das bescheidene Häubchen zurecht vor dem schmalen, halbblinden Spiegel, der ihr Bild etwas zweifelhaft wiedergab. Schritt für Schritt, in ganz ungewohntem Tempo ging es die Treppe hinunter, und heut blieb sie sogar vor einem Schaufenster stehen,



„Hurra, wir leben noch!“

Eine deutsche Kolonne ersieht aus einem französischen Generalkartabbericht, daß sie „vollständig aufgegeben“ sein soll. Diese Lügennachricht erregte unter den Mannschaften eine ungeheure Heiterkeit.

diese Stimme mit dem ungewohnten Beiklang frohen Uebermuts. Beinahe wie ein Hentler kam sie sich vor bei dem Gedanken, daß binnen wenigen Stunden sie selber diese Frohlaune erstickten werde.

Aber es mußte sein, und sie würde nicht feige zurückschrecken. Eine gewisse trottsige Energie kam über sie, die sie freilich nicht hinderte, mit bänglichem Herzklopfen festzustellen, daß der Zeiger der großen Uhr, die an der Rückwand des Zimmers zwischen zwei unförmigen Aktenschränken ihren Platz hatte, es selten mit seinem Mundgang so eilig hatte als gerade heut. — Von zwölf bis zwei hatte Lie Mittagspause, so gut bürgerlich wie irgend möglich. Aber für sie paßte das, denn das Ehepaar Schulze, dessen Mittagsmahl sie teilte, gewöhnte sich nicht an eine vornehm spätere Speise-

um wie verzaubert hineinzustarren, ohne jedoch zu wissen, was sie sah.

Da tauchte ein langer Schatten neben ihr auf, und ihr Herz begann einen rasenden Tanz. Gestern noch wäre sie davongelaufen, einerlei wohin. Nur ihm nicht Rede und Antwort stehen müssen, den Ton seiner Stimme im Ohr haben, seinen Blick auf sich ruhen fühlen, mit dem Bewußtsein, daß sie ihm nichts war als nur Mittel zum Zweck, weil seine Sinne und Gedanken bei Doriane waren.

„Endlich einmal habe ich Sie erwischt, Fräulein Elisabeth!“

Lie suchte zusammen bei dieser Anrede. Sie hatte geglaubt, er wisse ihren Vornamen überhaupt nicht. Im Bureau hieß sie immer nur „Fräulein“, und es hatte lange genug gedauert, bis dieses kurze, formlose „Fräulein“ ihr Ohr

nicht mehr verlebte. Er lachte leise in sich hinein.

„Sie gestatten doch, daß ich Sie begleite?“

„Bitte“, flüsterte sie, indessen ihr Herz wie ein Hammer schlug und rote, Rosen auf ihren Wangen aufblühten. Wie sie sich schämte! Hatte sie sich ihm denn nicht absichtlich in den Weg gestellt?

„Es ist nett von Ihnen, daß Sie mir die Erlaubnis geben“, plauderte er lüftig. „So wage ich zu hoffen, daß Sie mir nicht wieder, wie schon unzählige Male, auf unauffindbare Weise verschwinden. Wenn wir nicht in einem so entsetzlich mühsamen, aufgeklärten Zeitalter lebten, hätte sich längst in mir die Ueberzeugung festgesetzt, daß Sie im Besitz einer Tarnkappe sind, mit deren Hilfe Sie sich jederzeit für profane Augen unsichtbar machen können.“

Sie versuchte zu lächeln, aber es glitt nur wie ein Schatten um ihre zitternden Lippen. Er wurde auf einmal ernst, und seine Stimme verlor den scherzenden Ton, als er jetzt fragte:

„Haben Sie etwas gegen mich, Fräulein Elisabeth, bin ich Ihnen unangenehm?“

„Nein, o nein!“ gab sie rasch zurück, und das Klang so, daß er an der Aufrichtigkeit ihrer Betonung keinen Zweifel hatte.

„Wenn das nicht der Fall ist, warum sind Sie mir dann beharrlich aus dem Wege gegangen, haben zur Not meinen Gruß erwidert und dabei keinen Blick für mich übrig gehabt? Heut, zum ersten Male seit Wochen, seit unzähligen, langen Wochen, leuchtete mir wieder ein freundlicher Strahl aus Ihren Augen entgegen. Warum zogen Sie sich so auffällig von mir zurück?“

Etwas wie mühsam unterdrückte Leidenschaft hefte in seiner Stimme, und sie würgte ein wenig über den Worten:

„Wie hätte ich annehmen können, daß Ihnen etwas an meiner Gesellschaft gelegen sei, Herr Rechtsanwalt?“

„Mir käme eine solche Annahme gar nicht absurd vor, ich habe es Ihnen, dachte ich, doch deutlich genug gezeigt, daß ich — daß ich — nun meinetwegen, daß ich Sympathie für Sie habe. Man behauptet doch, daß Frauen in solchen Sachen sehr scharfsäugig und hellhörig sind.“

Er zerrte an seinem langen Schnurrbart und versuchte dann, mit vorgeneigtem Kopf einen Blick in Lies Gesicht zu gewinnen. Das war nicht so einfach bei den vielen Menschen, die gerade um die verkehrsreiche Mittagsstunde ihnen entgegenkamen oder an ihnen vorüberhasteten, denn die beiden gingen ohne Verabredung, aber wie ganz selbstverständlich, sehr langsam.

Von Lies Gesicht bekam Meinhardt nicht viel zu sehen, aber mit einem halbwüchsigen Bengel, der es sehr eilig zu haben schien, prallte er zusammen, und er durfte nun den Hut ziehen und sich mit ein paar höflichen Worten bei dem Lämmel entschuldigen, der ihn, frech grinsend, anstarrte und den Zusammenprall sicher absichtlich herbeigeführt hatte.

Da ward er ärgerlich, stampfte mit dem Fuße und verlor den Faden seiner Rede. Eine geraume Weile gingen sie stumm nebeneinander, und es hätte ihn gar nicht in Erstaunen versetzt, wenn sie plötzlich von seiner Seite verschwunden wäre unter dem Vorgeben, sie habe dies und das zu besorgen, oder aber, ihre Zeit sei kurz bemessen, und sie ziehe es deshalb vor, die Straßenbahn zu benutzen.

Aber heut dachte sie nicht an Entweichen, im Gegenteil, ihre Schritte wurden kürzer und langsamer. An jeder Straßenecke peinigete sie die Furcht, er werde, ihrer langweiligen Gesellschaft überdrüssig, sich verabschieden, bevor sie den Hut gefunden hatte, ihren Spruch anzubringen. Da sich durchaus keine passende Einleitung finden lassen wollte, und er ihr nicht den Gefallen tat, eine Frage zu stellen, an die sich anknüpfen ließ, so stieß sie schließlich krampfhaft und so unver-

mittelt wie möglich hervor: „Meine Schwester hat sich verlobt!“

Erich Meinhardt war so ganz und gar von dem lieblichen, jungen Geschöpf an seiner Seite erfüllt, daß augenblicklich andere Menschen in seinem Gedächtnisvermögen kaum Raum fanden. Dies Worte kamen ihm nicht recht zum Bewußtsein, nur sein Ohr fing den Klang auf, und mechanisch wiederholte er: „Ihre Schwester — welche Schwester?“

„Meine Schwester Hortense“, sagte sie, und leise und wehmütig setzte sie hinzu: „Ich habe nur noch diese eine Schwester.“ Dabei stiegen in ihren Augen ein paar leuchtende Tropfen auf, die teils der Erinnerung an Alexandra, zum Teil sicher aber auch dem eigenen Kummer galten. Verstoßen versuchte sie die verräterischen Tropfen fortzuweisen, aber er sah diese Bewegung, er sah auch die Tränen, und er geriet ganz außer sich.

„So meinen Sie doch nicht, um Gottes Willen, weinen Sie nicht. Ich kann Ihre Tränen nicht sehen! Ich weiß auch keinen Grund dafür, denn eine Verlobung gilt doch im allgemeinen für ein freudiges Ereignis, und Sie sagten, wie mich dünkt, daß sich Ihre Schwester verlobt habe. Nicht wahr, das ist die stattliche, junge Dame, die zu kennen ich den Vorzug habe, die im Mannheimerischen Hause lebt? Wer ist denn der glückliche Bräutigam? Vielleicht kenne ich ihn ebenfalls, da ich ja in dem Kreise kein Fremder bin.“

Das klang alles sachgemäß und ein wenig oberflächlich interessiert. Sie dämmerte es, daß in diesem Ton ein Mann von der anderweitigen Verlobung seiner heimlich Angebeteten nicht spricht. In ihren Schläfen begann es zu pochen, ihre Gedanken wirbelten durcheinander, aber sie gab doch Auskunft, freilich in einem Ton, in dem ein Kind eine auswendig gelernte Lektion hersagt.

„Mein zukünftiger Schwager heißt Thilo Mannheimer.“ Er prüffte leise durch die Zähne, indessen er dachte: „Also um den Wammon. Nun ja, so ungefähr hätte ich die schöne Dame auch tartiert. Merkwürdig, daß Schwärmern in jeder Beziehung so grundverschieden sein können!“

Sie hörte dieses Pfeifen, und es übte eine so erstaunliche Wirkung auf sie aus, daß sie die dumme, kleine Bemerkung machte: „Tut es Ihnen denn wirklich nicht weh, daß — daß — Hortense sich verlobt hat?“

Sie waren längst in die Promenade eingebogen, ganz mechanisch waren sie beide dem Straßengewühl ausgewichen. Hier, im Schatten der grünen Bäume, waren sie so ziemlich allein, denn die paar nicht ganz einwandfreien Gestalten, die hier und da auf einer Bank dösten oder einige Bissen aus der Hand verschlangen, zählten nicht mit.

So schadete es weiter nichts, daß der Herr Rechtsanwalt Doktor Erich Meinhardt plötzlich stehen blieb, sich dicht vor seiner Begleiterin aufpflanzte und diese dadurch zum Stehenbleiben zwang. Dabei lachte er laut, herzlich und ungewungen, ein glückseliger Uebermut gewann in ihm die Oberhand, denn ihm war, als könne er bis auf den Grund von Lies Herzen sehen, wo mit großen, deutlichen Buchstaben allerlei zu lesen stand, das sein Gefühlsleben in freudige Schwüngen versetzte.

„Also das kleine, törichte Mädchen“, sagte er endlich, „hat geglaubt, die schöne Blondine habe es mir angetan, ich dachte nur an sie und suchte ihr durch die Schwester näherzukommen. Dieses selbe törichte Mädchen hat geglaubt, ich suchte nur deshalb ihre Gesellschaft, um mit von der anderen erzählen zu lassen. Und sie ist mir aus dem Wege gegangen, weil — nun, weil ihr das vielleicht ein bißel weh tat. — Erst heut hat sie sich mal wieder finden lassen, weil sie mir's schonend beibringen wollte, daß jene andere für mich verloren sei. Ist es so, Elisabeth, holde, kleine, kindliche Elisabeth?“

Er sah sie mit zwingendem Blick an, unter dem sich ihre Wimpern hoben und ihre Lippen die Worte formten: „Es ist so.“

Sein Gesicht strahlte auf, er machte eine Bewegung, als wolle er sie in seine Arme reißen, doch hielt er an sich, er bedachte Ort und Umgebung. Ihren Blick mit dem seinen festhaltend und eine Bewegung mit den Lippen machend, die selbst die unerfahrene, kindliche sie verstehen mußte, so deutlich formte sich sein Mund zum Ruffe, zog er ihre Hand unter seinen Arm mit einer Selbstverständlichkeit, gegen die es kein Auflehnen gab, und sagte mit einer Stimme, der seine tiefe innerliche Bewegung anzuhören war: „Von diesem Augenblick an gehören wir unverbrüchlich zusammen, für das ganze, lange, glückselige Leben. Weißt Du das, kleine Lie?“

Sie nickte bloß, denn sie wußte nicht, ob sie sich auf ihre Stimme verlassen könne. Sie hatte ein eigenartiges Summen und Surren im Kopfe, und ein brausendes Glücksgefühl drohte sie zu überwältigen. Dabei — und das war vielleicht das seltsamste — erschien ihr doch auch wieder alles so einfach und selbstverständlich, als hätte es eben so kommen müssen.

Und ihr schüchtern gesenktes Köpfchen hob sich, die Augen betamen einen glückseligen, zuversichtlichen Ausdruck, das zierliche Stützchen reckte sich an der großgewachsenen Gestalt ihres Begleiters unwillkürlich höher auf, und sie erwiderte seinen Blick mit hingebungsvoller Innigkeit.

Glückliche Leute!

Die verwitwete Frau Doktor Meinhardt hätte, wie Mütter nun einmal sind, für ihren einzigen Sohn vom praktischen Standpunkt aus wohl eine bessere Partie gewünscht. Aber was wollte sie machen! Tatsachen haben nun einmal eine zwingende Kraft, und ihnen heigt es sich fügen. Also fügte sich auch die Dame, und, wie der Wahrheit gemäß gesagt werden muß, sie fügte sich mit guter Haltung. Weder vergoß sie Tränen, noch versuchte sie es mit nutzlosen Einwendungen.

Das wurde ihr anfänglich nicht ganz leicht, aber auf die Dauer verlebte die glückstrahlenden Augen ihres Einzigen nicht, ihre Wirkung auszuüben. Sie söhnte sich mit seiner Wahl aus, und als sie sie erst kennen lernte in ihrer Bescheidenheit und schüchternen Zurückhaltung, einen Einblick in ihr inniges Gefühlsleben gewann, da behauptete sie sehr bald, ein lieberes Schwiegertöchterchen habe ihr der Sohn gar nicht zuführen können.

Baronin Eugenie hatte die Nachricht von der Verlobung ihrer Nichten mit der stumpfen Gleichgültigkeit entgegengenommen, die sich ihrer in der letzten Zeit mehr und mehr bemächtigte. Als aber das junge Paar vor ihr erschien, Lies ganzes Wesen von stiller Glückseligkeit gleichsam durchleuchtet, Erich Meinhardt in seiner gefesteten Männlichkeit bestimmt und doch in bescheidener Form Sohnesrechte von ihr erbittend, da erhellte doch ein Schimmer von Freudigkeit ihr vergämtes Gesicht und brachte ihr für eine kurze Spanne Zeit einen Abglanz ihrer ehemaligen stolzen Schönheit zurück.

Hortense, die der Form wegen bis zu ihrer Trauung unter die Flügel ihrer Mutter zurückgekehrt war, nahm die Nachricht mit Abscheu entgegen. Sie gratulierte lässig, einen kühl spöttischen Ton in der Stimme. Aber sie hatte dabei einen bitteren Geschmack auf der Zunge, und als sie die beiden ansah, die da, in ihrem jungen Glücke unbefangen, strahlend, Hand in Hand vor ihr standen, war ihr, als griffe eine kalte Hand nach ihrem Herzen, das sich unter dem harten Griff in jehmerhaftem Krampf zusammenzog. Aber ihre Haltung ließ an Sicherheit nichts zu wünschen übrig und nicht für die Dauer einer Sekunde dachte sie daran, auf dem Wege innezuhalten, denn sie eingeschlagen hatte. Sie hatte ihr Teil erwählt, und sie hielt daran fest, einerlei, ob es ihr leicht oder schwer fiel.

Mila machte große Augen. Die kleine Lie, die in ihren Augen immer noch ein halbes Kind gewesen war, hatte sich verlobt! Und nicht mit dem ersten besten — o nein. Ein Mann in Amt und Würden war es, der sie zur Gefährtin seines Lebens erwählte, und der noch dazu so ausnahmlich, als könne er kein größeres Glück auf Erden, als dieses kleine, mäßig hübsche, blutarne Mädchen, sich ihm zu eigen gab.

Sie wollte höhnisch darüber lachen, und ihre Phantasie arbeitete daran, sich die Kette der Enttäuschungen vorzustellen, die den beiden die Zukunft unfehlbar bringen werde. Aber seltsam, das wollte ihr nicht recht gelingen. Anstatt mit der Zukunft anderer sich zu beschäftigen, flatterten ihre Gedanken hartnäckig zurück in die eigene Vergangenheit.

Sie gedachte des Tages, da sie Adalbert zum ersten Male gesehen, und daß dieses erste Sehen genügt hatte, eine Flamme der Leidenschaft in ihrem Herzen zu entfachen, daß sie verneinte, es gäbe kein Glück auf Erden für sie ohne ihn, ohne seinen Besitz. Nach Art verdorbener Kinder hatte sie ihren Willen durchgesetzt — und was war die Folge?

Ein kurzer Glückseligkeitsrausch, dem die Ueberfättigung, der Ueberdruß die Langweile auf dem Fuße folgten. Hatte das so sein müssen, hätte es nicht auch anders kommen können, lag die Schuld wirklich nur an Adalbert? Daß seine Zuneigung zu ihr sich nur in den bescheidensten Grenzen hielt, hatte sie gewußt. Wäre es nicht eine dankbare Aufgabe für sie gewesen, das schwache, kümmerliche Pflänzchen seiner Liebe in sorgsame Pflege und Obhut zu nehmen, daß es zum kräftigen, weithin schattenden Baum gedieh?

Und was hatte sie getan? Mila war im Grunde nicht schlecht; sie war nur leichtsinnig, flatterhaft und genussüchtig. Sie wäre vielleicht eine gute Frau geworden, wenn sie in die rechten Hände kam, aber der selber noch so unferne Adalbert war freilich nicht der berufene Leiter und Führer. Sie wollte nicht und mußte doch wider Willen an die Dauer des Glückes glauben, das den beiden Verlobten so herzerquickend aus den Augen lachte, und ein dumpfes Schmerzgefühl wachte in ihr auf, weil sie sich etwas hatte entgleiten lassen, das sie mit aller ihr innewohnenden Lebenskraft hätte festhalten müssen.

Sie hatte mitunter ganz merkwürdig vernünftige Gedanken, die junge Baronin Velslingen, Gedanken, die sich gelegentlich sogar zu Selbstvorwürfen ausprägten. Ob sie wirklich besserer Erkenntnis entsprangen, oder ob sie der tiefen Beschämung entstammten, die der Fikt mit Professor Vogner bei ihr hinterlassen hatte, soll nicht näher untersucht werden.

Mila hatte es keinem Menschen gesagt, sie hätte sich noch heute lieber die Zunge abgebeissen, ehe sie das Geständnis über die Lippen brachte, aber aus ihrer Erinnerung konnte sie es nicht ausfüllen, daß sie so gut wie bereit gewesen war, sich jenem Menschen, dessen schmeichelnde Worte und zündende Blicke sie für bare Münze genommen hatte, an den Hals zu werfen, und daß er sich dafür in höflicher Form, aber mit nicht mißzuverkennender Deutlichkeit bestens bedankt hatte. Einer leidenschaftlichen Aufwallung nachgebend, hatte sie ihm geschrieben, sich ihm gewissermaßen angeboten, und jetzt hätte sie viel darum gegeben, hätte sie diesen unseligen Brief ungeschrieben machen können. Wenn sie an seine Antwort dachte, diese Ansammlung gewundener und geschraubter Redensarten, an sich nichtslegend und doch bedeutungsvoll durch das, was sie zwischen den Zeilen lesen ließen, so wachte ein maßloser Zorn in ihr auf, der das Interesse, das sie an Vogner genommen hatte, hinwegsetzte, daß kaum eine Spur davon zurückblieb.

Daß er seither nicht wieder in ihren Gesichtskreis getreten war, empfand sie als Erleichterung. Sie wollte ihn freiwillig nicht wiedersehen, nie mehr! Sie hätte sich am liebsten die Ohren zu-

gehalten, wenn nur sein Name genannt ward. Mila hatte manches einsehen gelernt, aber immer noch schob sie Adalbert die Hauptschuld an allem zu. Er hatte sie nicht so geliebt, wie sie geliebt sein wollte, wie sie glaubte, dies mit Fug und Recht beanspruchen zu dürfen.

Angeichts der bräutlichen Lie, die ihr Glück so bescheiden trug, und deren ganzes Wesen gleichsam Liebe atmete, fiel es ihr plötzlich wie Schuppen von den Augen, und sie erkannte mit unumstößlicher Klarheit, daß auch ihre Liebe nicht von der rechten Art gewesen war.

Mila fing an, nachdenklich zu werden. Sie war zerstreut und vielleicht in dieser Zerstretheit lieb und zärtlich gegen Lie, nachgiebig gegen Hortense und ihrer Schwiegermutter gegenüber von wohlthuernder, tüchtlicher Aufmerksamkeit. Die eigentümliche Weichheit, die Mila ganz merkwürdig verschönte, hielt auch noch an, als das Brautpaar sich verabschiedet hatte und Hortense wie täglich um diese Zeit in das Mannheimerische Haus geholt worden war, weil Thilos Gesundheitszustand ihm das Ausgehen noch nicht gestattete und ihm jeder Tag, an dem er seine Verlobte nicht sah, für verloren galt.

Baronin Eugenie machte einen Besuch bei dem Ehepaar Schulze. Sie pflegte das in letzter Zeit öfters zu tun, denn getreu dem alten Erfahrungssatz, daß es die Gegenläufe sind, die sich anziehen, hatte sich zwischen den beiden so grundverschiedenen Frauen eine Art von guter Freundschaft herausgebildet, und das wunderbare Ereignis, des Verlobung, bedurfte einander Erörterung.

Es war gut, daß Mila allein war, und besser, daß Adalbert früher denn sonst heimkehrte und insolge dessen noch nicht viel getrunken hatte. Ein nichtiger Zufall hatte das veranlaßt, aber eben von diesem nichtigen Zufall hing die ganze Zukunft der beiden ab, der beiden, die sich für die Dauer eines ganzen Lebens zusammengetan hatten und so wenig Verständnis für einander bewiesen, daß jetzt bereits sich Ueberdruß und Langweile als unwillkommene Begleiter eingestellt hatten. —

Was zwischen den beiden jungen Eheleuten vorging, erzählten sie niemand, und so gehörte es sich auch. Ihre Unterredung war nicht sehr lang, aber inhaltsreich. Mila hatte hinterher rotgeweinte Augen und einen weichen Zug um ihren vollen Mund, und Adalbert war sehr aufmerksam, sehr rücksichtsvoll und fast ebenso zärtlich wie zur Zeit der allerersten Verliebtheit.

Es tat ihm so unbeschreiblich wohl, auch seinerseits etwas verzeihen zu dürfen, und Mila hatte vielleicht wirklich eine umfassende Reichte abgelegt und auch ihre Gedankenfunde eingestanden.

Aber, wie gesagt, das blieb ein Geheimnis zwischen ihnen, und das war auch gut so. Nach außen trat ein etwas erstaunliches Ergebnis zutage: Mila hatte brennende Sehnsucht nach dem Landleben bekommen, sie behauptete, es in der Stadt nicht mehr aushalten zu können. Sie habe ein Gefühl, als würden die Mauern über ihr zusammenfallen. Ihr Ideal, an das sie alles zu legen gewillt war, war plötzlich das Leben als Landedelfrau. Sie sehnte sich nach eigenem Grund und Boden, nach Haus und Hof. Sie hatte das Verlangen nach ernster, nützbringender Tätigkeit. In Wahrheit hatte sie wohl nur den Wunsch Adalberts zu ihrem eigenen gemacht, aber sie hatte das so nachdrücklich getan, das es ihr sozulegen in Fleisch und Blut übergegangen war und keineswegs verbiente, nur als vorübergehende Laune behandelt zu werden, wie ihr Vater anfänglich entscheiden wollte.

Seine Mila als Hausfrau auf dem Lande, in einem bescheidenen Haushalt! Denn daß man im kleinen, mit bescheidenen Mitteln anfangen wollte, stand sogar bei Mila fest, die ihre Umgehung neuerdings durch vernünftige Ansichten zu überwinden liebte.

Also, seine Mila in einem bescheiden geführten ländlichen Haushalt, sich selber um Küche und

Keller bekümmern, Geflügelhof, Kälberaufzucht, Schweinezucht beaufsichtigend!

Es erwidern dem guten alten Herrn wie ein köstlicher Witz. Er lachte in dröhnendem Haß und begriff nicht, daß seine Hebelichte nicht mit voller Lungenkraft in seinen Heiterkeitsausbruch einstimmte. Aber Frau Christine lachte nicht mit. Sie fand die Idee weder komisch noch unausführbar. Das Bummelleben, das ihr Schwiegerohn führte, hatte ihr nie gefallen, denn gesunde, junge Leute brauchen auch eine gesunde Tätigkeit, sollen sie nicht auf dumme Gedanken kommen, und Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Mila war am Ende ihr Kind, etwas von der Eltern Art mußte sie doch geerbt haben. Warum sollte sie also nicht Geschmack an der Arbeit finden! Jedenfalls, da sie selbst danach Verlangen trug, mußte man ihr auch die Gelegenheit dazu geben, wollte man nicht Schuld auf sich laden.

Ganz so gewählt drückte sich Frau Schulze freilich nicht aus, aber der Sinn ihrer Worte war derselbe, und das ist doch die Hauptsache. Papa Schulze hörte auf zu lachen und die ganze Idee nur komisch zu finden. Er fing an zu überlegen, und vom Ueberlegen zum Nachgeben war der Schritt gar nicht mehr groß.

Es war schließlich ein Versuch wie ein anderer, und, in drei Teufels Namen, warum sollte der nicht gemacht werden! Besonders, da der gefällige Zufall sich ins Mittel legte.

Da war ihm kürzlich durch einen Agenten das Angebot gemacht worden, eines seiner Säuler gegen einen ländlichen Besitz einzutauschen. Es war kein Mittergut, nur ein wohlausgebautes Hof, an den sich ungefähr 400 Morgen Acker angeschlossen, mit herrschaftlichem Wohnhaus und einem hübschen Garten. Das ganze in einem großen Kirchdorf in annäherlicher Gegend gelegen, unweit der Bahnstrecke, die in einer knappen Stunde den Verkehr mit Breslau vermittelte.

Er hatte das Angebot abgewiesen, kurzerhand mit den Worten: „Ich denke ja gar nicht daran! Was soll ich mit der Klischee?“ Nun wußte er auf einmal, was er damit sollte, und seine Gedanken gingen so hartnäckig darum herum, daß es einfach nicht anders ging, er mußte der Angelegenheit näherreten.

Egon um Mila, die ihn mit Bitten, Tränen und Beschwörungen weiblich plagte, zu beruhigen, mußte er sich das Ding ansehen, und um ihr mit Aufwendung seiner ganzen väterlichen Autorität sagen zu können: „Das sieht in Wirklichkeit alles ganz anders aus, als Du Dir's einbildest, und es kann nie etwas daraus werden.“

Aber es wurde doch etwas daraus, und, um es gleich zu sagen, es wurde etwas Gutes. Der Tausch ward perfekt, Herr Schulze zahlte eine mäßige Summe in bar zu, und Mila hatte ihren Willen. Es war wohl das erstmal in ihrem Leben, daß dieser ihr energisch durchgesetzter Wille auch zu einem guten Ziele führte. Das Leben einer Landedelfrau, so wie es ihr in ihren unreifen Phantasien vorgezeichnete hatte, ward es nun freilich nicht für Mila. Dazu waren die bescheidenen ländlichen Verhältnisse, in die sie hineingestellt ward, nicht angetan. Aber sie führte das nutzbringende Leben einer tätigen, umsichtigen Hausfrau, und Mila, für die „Arbeiten“ bis dahin ein unbekannter Begriff gewesen war, fand Gefallen daran, und ihre Zufriedenheit mit ihrem Lose wuchs mit ihrer Leistungsfähigkeit.

Papa Schulze sah dem mit dem Erstaunen zu, mit dem ein Staubgeborener ein ungeahntes Wunder sich vollziehen sieht. Aber als er es gelernt hatte, sich zurechtzufinden, nahm er mit größter Selbstverständlichkeit das Verdienst an dieser angenehmen Veränderung für sich in Anspruch. In seinem Kopf war die Idee des Gutstausches erst entprungen, und er hatte sie, allem Widerpruch der Beteiligten zum Trost, zur Ausführung gebracht. Da jedermann nur verstoßen lächelte, aber keiner widersprach, blähte er sich vor Stolz und Behagen förmlich auf.

Er brauchte auch eine kleine Freude. Der gute alte Herr, denn er konnte es nur schwer verwinden, daß er das Kind, die kleine Lie, an deren liebtes Gesicht er sich nun einmal gewöhnt hatte, so bald wieder hergeben mußte. Der Gedanke allein, sie zu verlieren, war ihm recht peinlich, es wäre dies eine Veränderung in seine bisherigen Verhältnisse, in die sich einzugewöhnen, ihm recht schwer fallen mußte. Und wenn Lie auch ihrem Glück entgegenging, leicht ward ihm die Trennung von diesem herzigen Ding doch nicht, und es war nur ein Segen, daß der junge Rechtsanwalt, der hinfort Lie als sein Eigentum für sich in Anspruch nahm, ihm wenigstens als Mensch und Mann eine durchaus sympathische Persönlichkeit war. Uebrigens hatte Papa Schulze auch eine eigene Idee, auf die er stolz sein konnte, weil sie glänzendes Zeugnis für sein gutes Herz ablegte. Es fiel ihm eines Tages ein, nachdem man schon hin und her beraten hatte, bei welchem ihrer Kinder Baronin Eugenie für die Zukunft ihr Heim aufschlagen solle, daß es die einfachste und nächstliegende Lösung dieses Problems sei, wenn die Dame sich dem Schulzeischen Hausstande angliederte. Auf diese Weise war die anfangs so kompliziert erscheinende Angelegenheit wohl zur Zufriedenheit aller Beteiligten am besten zu regeln. Und Papa Schulzes Gesicht überflog ein zufriedenes Lächeln ob seiner überaus glücklichen Idee. Das war in der Tat der allerbeste Ausweg.

Ganz einfach und mit verblüffender Leichtigkeit durchzuführen, nur, daß einem Menschen die einfachsten Dinge mitunter zuletzt einfallen, die alte bekannte Geschichte mit dem Ei des Kolumbus.

Herr Schulze hatte auch entschieden Ursache, auf seinen Einfall stolz zu sein, da er sich als außerordentlich segensreich in seinen Folgewirkungen erwies. Die Eintracht untereinander und das gegenseitige Verstehen ließen eine Disharmonie nicht aufkommen, der familiäre Frieden blieb somit immer gewahrt. Man kam herrlich miteinander aus, und da Baronin Weltlingen als festes Mitglied dem Schulzeischen Hause angehörte, so blieb auch Lie in alle Zukunft gewissermaßen das Kind des Hauses, und das war die freilich uneingestandene Hauptsache.

Mir zuliebe.

Roman von **Erich Ebenstein.**

(10. Fortsetzung) (Nachdruck verboten.)
 Die Blicke der alten Frau wurden hart. Nein, er war zu gut für die Launen dieser Prinzessin. Er sollte nicht unglücklich werden durch sie. Er brauchte das Geschreibsel erst gar nicht zu lesen, dann war alles gut.

Sie trat an den Herd, schob den Suppentopf etwas zur Seite und warf den Brief entschlossen in die Flamme.

Nicht eine Spur von Reue empfand sie danach. Das konnte gewiß keine Sünde sein, wenn eine Mutter ihres Sohnes Unglück vor Augen sah und es abwendete! Sünde wäre es gewesen, die Hände dabei lässig im Schoß zu halten, wo eine einzige Bewegung genügt, sein Schicksal zu Glück und Frieden zu lenken.

Und es war ihr wie ein Beifallszeichen von oben, als Ernst zum Mittag mit froher Miene heimkehrte und ihr seine Ernennung zum Gemeindevorsteher von St. Oswald mitteilte.

Gerade heute! Wo jener Brief einlangte, der eben darum von doppelt schwerwiegenden Folgen hätte sein können, denn nun hatte er ja Amt und Stellung und konnte eine Frau ernähren. . .

Gleich nach dieser ersten Mitteilung fragte er hastig und gespannt, ob kein Brief für ihn gekommen sei.

Mit ruhiger, fester Stimme verneinte die Mutter. Sie sah wohl, daß er bleich wurde, aber sie dachte: „Besser jetzt eine kleine Enttäuschung, ein kurzer, vorübergehender Schmerz, als ein ganzes, langes verpaßtes Leben!“

Die Operation, welche Lauterbach an Emma Schenker ausgeführt, war die erste ihrer Art, und bisher hatte noch niemand gewagt, sie auszuführen.

Auf allen chirurgischen Abteilungen sprach man mit aufrichtiger Bewunderung von dem jungen Arzt, der ebenso genial als gewissenhaft arbeite.

Professor Herwecker konnte sich nicht enthalten, ihm persönlich zu gratulieren und ihm die eben frei gewordene Stelle eines Primarius auf seiner Klinik anzubieten.



Partie aus Saint Marie à Pay. Eine deutsche Sanitäts-Abteilung hat sich notdürftig in den Ruinen eine Verbandsstelle errichtet.

Denn auch das sprach sich herum, daß zwischen Hofrat Westendorf und Lauterbach ein tiefes Zerwürfnis herrsche. Sie grüßten einander kaum. Westendorf war der einzige, der kein Wort über die auf seiner Klinik gemachte Operation verlor und Emma Schenker am liebsten von derselben entfernt hätte, wenn es gegangen wäre. Aber sie zahlte ein Zimmer erster Klasse — Gertrud hatte dies gewünscht und deshalb einen Teil ihres kleinen Erbes flüssig gemacht — so mußte man sie wohl behalten.

Einige meinten, es sei Brombeid von Westendorf. Er fürchte das aufsteigende Gestirn neben sich, das eines Tages seinen Ruhm verbunkeln werde.

Anderer erklärten dies für Unsinn, denn Doktor Lauterbach beabsichtige weder die akademische Laufbahn einzuschlagen noch überhaupt in Wien Karriere zu machen. Er habe sich um einen Posten in seiner Heimat beworben, den er auch erhielt und schon in wenigen Tagen antreten werde.

Das Zerwürfnis mit Westendorf sei rein privater Natur und hänge mit einer unerwiderten Liebe der einzigen Tochter Westendorfs zusammen.

Lauterbach ahnte nicht einmal, wieviel man sich mit ihm beschäftigte. Er hatte Emma Schenker seinem Kollegen Marberg übergeben, in dessen Händen er sie wohl geboren wußte, sich dann von Westendorf und seinen Kollegen verabschiedet und rüstete nun zur Abreise nach St. Oswald, die morgen erfolgen sollte.

Inzwischen quälte ihn heimlich eine fieberhafte Unruhe. Die acht Tage waren vorüber. Darum schwieg Senta? Heute es sie doch, das kleine Los, das er ihr bieten konnte, auf sich zu nehmen? Hatten die Eltern sie beeinflusst? Liebe sie ihn nicht so tief, als es damals den Anschein gehabt hatte?

Er selbst konnte natürlich nicht den kleinsten Schritt ihr entgegen tun. Wie hätte er es je beantworten können, sie zur Aufgabe der glänzenden Lebensstellung zu bestimmen — wenn diese ihr vielleicht doch zu ihrem Glück notwendig erschien? Und sie schwieg! War Schweigen, wie die Dinge zwischen ihnen lagen, nicht auch — eine Antwort? Eine sehr berebete sogar?

Dasselbe dachte Senta. Auch sie wartete in fieberhafter Spannung, die fast an Verzweiflung grenzte. Darum antwortete er nicht auf ihren Brief?

Von Sandruch wußte sie, daß Ernsts Tätigkeit auf der Klinik bereits abgeschlossen, daß er morgen abreisen wolle. . .

Fast drei Tage lang war sie nicht ausgegangen, nur um seine Antwort — oder ihn selbst, denn sie hoffte anfangs, daß er vielleicht trotz des Zerwürfnisses mit ihrem Vater selbst kommen werde, schließlich mußte er sich, wenn er ihr Mann würde, ja doch mit Papa veröhnen — nicht zu veräumen.

Jetzt, am Nachmittag dieses letzten Tages, packte sie plötzlich die Angst, ihr Brief könne am Ende verloren gegangen sein. Warum mußte sie ihn auch mit der Post schicken, anstatt durch einen besondern Boten!

Der Gedanke ließ ihr keine Ruhe. Als es vier Uhr schlug, kleidete sie sich an und fuhr nach Bernals hinaus. Sie mußte Gewißheit haben.

Frau Lauterbachs erste Empfindung, als sie auf Sentas Klingeln ahnungslos öffnen kam und die Gebärte vor sich sah, war: „Gottlob, daß weder Ernst noch Gertrud daheim sind!“

Sehr steif erwiderte sie den Gruß Sentas.

„Meinen Sohn? Es tut mir leid,“ erwiderte sie auf Sentas zaghafte Frage, „sie sind beide ausgegangen, um Einkäufe zu besorgen, Ernst und mein liebes Vize-töchterchen Gertrud. Sie wissen vermutlich, daß Gertrud bei uns wohnt?“

Jetzt, am Nachmittag dieses letzten Tages, packte sie plötzlich die Angst, ihr Brief könne am Ende verloren gegangen sein. Warum mußte sie ihn auch mit der Post schicken, anstatt durch einen besondern Boten!

Der Gedanke ließ ihr keine Ruhe. Als es vier Uhr schlug, kleidete sie sich an und fuhr nach Bernals hinaus. Sie mußte Gewißheit haben.

Frau Lauterbachs erste Empfindung, als sie auf Sentas Klingeln ahnungslos öffnen kam und die Gebärte vor sich sah, war: „Gottlob, daß weder Ernst noch Gertrud daheim sind!“

Sehr steif erwiderte sie Sentas Gruß.

„Meinen Sohn? Es tut mir leid,“ erwiderte sie auf Sentas zaghafte Frage, „sie sind beide ausgegangen, um Einkäufe zu besorgen, Ernst und mein liebes Vize-töchterchen Gertrud. Sie wissen vermutlich, daß Gertrud bei uns wohnt?“

„Na,“ murmelte Senta mit blaffen Lippen und blieb unschlüssig stehen, als wollte sie Ernsts Heimkehr am liebsten abwarten.

Aber das war nicht nach Frau Lauterbachs Geschmack. Mitleidslos blickte sie auf die elegant gekleidete Gestalt des jungen Mädchens. Und jedes einzelne Stück der kostbaren Toilette, die trotzdem durch ihre feine Zusammenstellung

einfach wirkte, rechnete die alte Frau ihr im stillen als Verbrechen an.

„Das wäre eine Frau für — St. Oswald!“ dachte sie höhnisch. „Handschuhe, wo das Paar acht Kronen kostet, und ein Kleiderstoff, echt englisch, der sicher nicht unter zehn bis zwölf Kronen zu haben ist per Meter.“

Sie dachte weiter an jenen Abend bei Westendorfs, wo sie sich so klein und armelig in ihrem „Schwarzseidenen“ vor Senta gefühlt und immer verlegen geworden war.

„Ah — empfand sie triumphierend — „und heute ist sie verlegen und fühlt sich klein vor mir!“

Laut sagte sie: „Sie müssen schon entschuldigen, Fräulein, daß ich Sie nicht einmal ins Zimmer bitten kann. Aber dort sieht alles drunter und drüber voll Koffer, da wir doch morgen früh abreisen wollen.“

Senta verbeugte sich leicht.

„Ja — ich weiß. Ich wollte auch nur etwas fragen: . . . vor einigen Tagen schrieb ich an Ihren Herrn Sohn . . . vielleicht wissen Sie, gnädige Frau, ob der Brief angekommen ist?“

„Ja. Er ist angekommen!“

Eine minutenlange Pause entstand. Senta war erbärmlich weig geworden und hielt sich kaum auf den Beinen.

Er hatte den Brief also bekommen und — schwieg darauf!

Einen Augenblick war ihr, als müsse sie laut aufschreien, aber da begegnete sie dem kalten Blick der alten Frau, der voll abweisender Strenge auf ihr ruhte, und hörte deren Stimme sagen: „Ich möchte Ihnen übrigens raten, Fräulein, nicht mehr an meinen Sohn zu schreiben. Es hat, wie Sie sehen, wirklich keinen Zweck.“

Diese mitleidlose Grausamkeit von Seiten einer Frau, die sie stets als ein Muster feiner, gütiger Weiblichkeit betrachtet hatte, brachte Senta zu sich. Sie richtete sich stolz auf. Der wehe Ausdruck ihrer dunklen Augen wich einem kalten.

„Sie haben recht, gnädige Frau, und ich werde Ihren Rat sicher befolgen. Inzwischen darf ich Sie wohl bitten, von diesem, meinem heutigen Besuch Ihrem Sohne nichts zu sagen.“

„Gewiß werde ich schweigen — da Sie es wünschen.“ Die Antwort kam rasch, fast freudig heraus.

„Auch wir reisen in wenigen Tagen ab. Mögen Sie und Ihr Sohn sich recht glücklich fühlen in — St. Oswald!“

Sie war gegangen.

„Vorbei — endlich vorbei!“ dachte Frau Lauterbach, tief aufatmend. Aber sie fühlte sich selbstamerweise nicht erleichtert bei dem Gedanken.

Erst jetzt kam ihr zum Bewußtsein, daß sie zum erstenmal in Leben jemand mit Absicht gekränkt hatte. Das war roh gewesen, unedel, grauam.

Und Senta hatte es mit einer stillen Würde hingenommen, die fast beschämend wirkte.

Zugleich fiel der alten Frau die Geschichte mit dem Brief schwer aufs Herz. Bis jetzt hatte sie keine Reue empfunden. Nun aber —

Was wohl darin gestanden haben mochte? Am Ende hätte sie ihn doch nicht verbrennen sollen?

Dann sagte sie plötzlich laut: Nein. Es war doch gut! Es handelte sich um meines Kindes Lebensglück, ich mußte so handeln, ich mußte.“

* * *

Ernst Lauterbach hatte inzwischen die letzten Einkäufe besorgt und ging nun auf den Graben zur „Tabakspfeife“, wo einige seiner engeren Kollegen ihm zu Ehren eine kleine Abschiedsfeier geben wollten.

Sie saßen, gemüthlich plaudernd, in einem Ertragszimmer beisammen. Marberg teilte Lauterbach mit, daß er sich um eine Stadtarztstelle in Elmütz bewerbe und alle Aussicht habe, dieselbe auch zu erhalten.

Langsteiner fühlte sich sehr wohl in dem vor wenigen Tagen mit großem Romp eröffneten Nieslischen Sanatorium, wo man ihm in allen Stücken freie Hand ließ.

„Und gewiß weder zum Schaden der Sache noch des Publikums, denn ich will meinen ganzen Ehrgeiz darin setzen.“ schloß er, „den Leuten für ihr Geld auch ein gewissenhafter Helfer und Berater zu sein. Nicht umsonst war ich drei Jahre unter Westendorf — man kann auch im negativen Sinne lernen!“

Doktor Kozmann, der noch im Sanatorium Kömer verblieben war, aber nur auf eine Gelegenheit wartete, fortzukommen und sich selbständig zu machen, nickte.

„Das ist auch er einzige richtige Standpunkt, lieber Langsteiner. Jeder andere rächt sich von selbst. Wir zum Beispiel haben nun, seit Sandruch Ihre Stelle einnimmt, sehr slauen Zuspruch. Kein Wunder. Ueberall gibt es Schlamperei Protektionswirtschaft und unverschämtes Raubhystem. Sandruchs Können ist genau so unzulänglich wie seine Gewissenhaftigkeit!“

„Bah,“ lachte Doktor Eilenburg, „wird trotzdem seinen Weg machen, denn Westendorf steht in allen Stücken hinter ihm!“

„Na, Westendorf!“ — Langsteiner zog die Brauen hoch — „der steht ja selber nicht mehr fest. Wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was man sich zulustert, dann purzelt er nächstens von seinem Biedestahl herunter.“

„Und fällt auf alle Viere wie die Katzen. Der rappelt sich schon wieder empor.“

„Der Sandruch über ihn!“

„Tut nichts. Als präjumtiver Schwiegerjohn kommt ja Ruhm und Erfolg nicht aus der Familie!“

Man lachte. Nur Lauterbach, dem das ganze Gespräch peinlich war und der schweigend zugehört hatte, verzog keine Miene.

Bei den letzten Worten preßte er die Lippen zusammen und sah auf die Uhr.

Schon Mitternacht! Gottlob, da konnte man ja an den Aufbruch denken! Er wechselte einen Blick mit Marberg, der leise nickte, und wollte sich gerade erheben, als die Thür rasch geöffnet wurde und Doktor Sandruchs lächelndes, feistes Gesicht erschien.

Er hielt eine dicke Zigarre zwischen den Lippen, sah sehr ausgeräumt aus und nickte allen freundschaftlich zu.

„Na schön, daß ich Sie noch beisammen treffe,“ sagte er mit seiner fettigen Stimme. „Wollte natürlich schon früher kommen, um dem lieben scheidenden Kollegen Adieu zu sagen.“ — er nickte Lauterbach blinzeln zu — „konnte aber nicht! Hatte Hofdienst! War bei Westendorf geladen. . . nun, und jetzt spürt Ihr mir ja wohl alle gleich gratulieren. . . habe mich verlobt!“

Einen Augenblick herrschte verblüfftes Staunen. Lauterbach war bis in die Lippen erbläht und startete den Sprecher in tödlicher Angst an.

Sandruch nickte speziell ihm vergnügt zu. Niemand als Ernst empfand den heimlichen Triumph, der aus seiner Stimme klang, als er sagte: „Mit Senta Westendorf nämlich! Alte Geschichte eigentlich, aber nun klappt sie endlich. Uebermorgen reisen Braut und Schwiegermama nach Brioni ab, und im Herbst wird Hochzeit gemacht. Aber Sie gratulieren mir ja gar nicht? Söhnen Sie mir etwa die kleine Braut nicht?“ Allgemeines Protestieren, Glückwünschen, Gläserklingen. —

Lauterbach kam erst wieder zu sich, als er eine Viertelstunde später allein auf der Straße stand und die kühle Nachtlust über seine erhitzte Stirn strich.

Da dachte er unbewußt daselbe, was auch seine Mutter heute gedacht hatte: „Vorbei! Endlich vorbei!“ . . .

Das Gangen und Bangen, die fieberhafte Erwartung, das immer kleiner zusammenmelzende Stückchen Hoffnung — alles vorbei.

So also hatte sie entschieden! So kurz und klar, so unvorderfücht!

* * *

Die Wolken über Westendorfs Haupt wurden dichter und dunkler. Alles, was er begann, schlug fehl, alles, woran er Hoffnungen knüpfte, ließ ihn im Stich.

Im Mai fand die Gerichtsverhandlung gegen ihn statt. Sie endete zwar natürlich mit seiner Freisprechung, denn man konnte einen Arzt doch nicht verurteilen, der, im besten Glauben handelnd, sich nur in seiner Diagnose täuschte. Standen doch dem einen verlorenen Leben hundert andere durch gleiche Operationen gerettete entgegen.

Aber der Volkswig bemächtigte sich der Sache, und billige Wigblättchen brachten allerlei scharf pointierte Anspielungen, die Westendorfs Namen ins Lächerliche zogen.

Und er — nervös, wie er in der letzten Zeit geworden war — litt insgeheim darunter mehr, als man ahnte.

Fast über Nacht wurde er alt und schlaff, so daß man Mitleid mit ihm bekam. Der engere Freundeskreis Westendorfs sann auf Mittel, ihm irgendwie sein unwandelbares Vertrauen auszufrühen.

Besonders die Damen, denen er immer ein galant hübsiger Verehrer gewesen war. Sie nahmen jetzt überall seine Partei.

Da kam plötzlich eine böse Wendung in Westendorfs Geschick. Eines Tages brachte ein Wigblatt seine Karrikatur, und zwar in der Weise, daß er als Strauchdieb abgebildet war, der einen ahnungslos Schlafenden beraubte. Aber er raubte nicht Geld aus dessen Taschen, sondern einen Lorbeerkranz, den dieser bei sich trug.

Jedermann wußte sofort, was damit gemeint war. Der Beraubte hätte nicht einmal so deutlich einem Franzosen gleichen müssen. Man erschraf fast. Also waren die häßlichen Gerüchte wahr?

Gleichzeitig munterte man, es sei aus Paris ein Schreiben an die Fakultät eingelaufen, welches Gerechtigkeit und Disziplinaruntersuchung forderte, da Westendorf auf sachliche Vorstellungen bisher nur mit höhnischem Spott geantwortet habe.

Man war in großer Verlegenheit und wußte nicht, was tun.

Nur einer wußte es sofort: Kurt Sandruch. Noch am selben Tage teilte er seinem zukünftigen Schwiegerwater mit, daß er sich, zu seinem Bedauern“ genötigt sehe, um sofortigen Urlaub zu bitten und gleichzeitig seine Stellung im Sanatorium aufzugeben.

Schon seit einigen Wochen stehe er mit der Direktion eines Weltbades in Verhandlungen, die ihn als ersten Kurarzt anstellen wolle. Es sei dringend nötig, daß er nun persönlich hinreife. . .

Westendorf sah seinen Schützling lange schweigend an. Flackernde Röte kam und ging dabei auf seinen etwas scharf gewordenen Zügen. Sandruch hielt den Blick ruhig aus.

Endlich sagte Westendorf: „Seit Wochen schon? Warum hast Du mir nichts gesagt von Deinen Zukunftsplänen?“

„Einfach darum, weil ich Dich mit der vollendeten Tatsache überraschen wollte. Nun sind allerdings noch persönliche Vorstellungen notwendig, wodurch die Sache etwas verlängert wird.“

„Aber Senta weiß doch darum?“

„Nein,“ antwortete Sandruch kühl, „auch sie soll überrascht werden. Uebrigens ist sie ja, wie ihre Mutter schreibt, fast immer leidend, seit sie in Nisch sind. Wozu sie mit solchen Dingen belästigen?“

„Wie bist Du eigentlich auf Fr. . . bad gekommen?“

„Sehr einfach. Großfürstin Lucretia, die jedes Jahr auf vier Wochen hingeht, brachte mich bei der Direktion in Vorschlag und setzte sich so warm ein für mich, daß man sich mit einer Anfrage an mich wagt. Die Großfürstin ist auch momentan zur Kur dort. Wünschst Du sonst noch etwas, Papa?“



„Nein — doch halt — ja! Wirkst Du auf der Hincize Senta besuchen? Es wäre ein großer Umweg.“

„Schwerlich. Man erwartet mich übermorgen in Fr. . . bad. Offen gestanden, möchte ich auch lieber warten, bis Senta wieder wohl ist.“

Übermals sah Westendorf den jungen Mann eine Weile schweigend an. Dann sagte er kalt: „Es ist gut. Der Urlaub ist Dir selbstverständlich gewährt und die Kündigung nehme ich zur Kenntnis. Vielleicht ist es ganz gut, wenn ich die Oberleitung wieder selbst in die Hände nehme. Die Anstalt litt ein wenig unter dem steten Leiterwechsel.“

Er sagte es stolz, mit hochehobenem Kopf, fast ganz der alte, selbstbewußte Westendorf. Und er sah das halb mitleidige, halb höhnische Lächeln nicht, das blitzgleich über Sandruchs Züge glitt.

Dann kamen Tage, die Westendorf felsam lang erschienen. Wo er vom Sanatorium auf die Klinik schlich und wieder zurück und sich überall fremd und überflüssig fühlte.

Wollte er sich abends erholen bei befreundeten Familien, so ergab sich, daß diese bereits am Lande oder doch nicht daheim waren.

Im Wirtshaus saß er meist allein. Leute, mit denen er intim gewesen, wichen ihm aus. Frau Raden war, ohne Abschied zu nehmen, in ein Seebad gereist.

Manchmal packte ihn eine fürchterliche Angst. Die Schwüle ringsum war nicht bloß in der Natur. Wieb man ihn wirklich wie einen Verfeimten?

Dann tröstete er sich wieder. Seit Jahren war er im Sommer nicht in Wien geblieben. Warum ging er jetzt nicht auch fort? Er sah es doch: alle Welt war bereits in der Sommerfrische! Das war es, nichts anderes: Wien war menschenleer. Da beschloß er endlich, nächste Woche zu den Seinen nach Nischl zu gehen.

Die Hofrätin war in großer Sorge um ihre Tochter, die elend aussah und sich gar nicht erholen wollte.

Weder die Seeluft in Brioni noch die frische Gebirgsluft Nischls gaben ihr den verlorenen Schlaf und Appetit zurück.

Nacht für Nacht hörte Frau Lydia ihr Kind nebenan leise auf und ab wandern, aber es war nicht ihr Mutterherz, das dabei das heimliche Leid des Kindes mitlitt, sondern ihr stolzes Selbstgefühl, das sich taufend Sorgen machte, ob wohl die Welt nichts merke, nichts ahne.

Zugleich empfand sie ungeduldigen Groll gegen Senta und ließ diesen bei jeder Gelegenheit merken.

Wie konnte man sich nur so wenig beherrschen! Ueberhaupt so unglaublich töricht sein!

„Wirklich, ich schäme mich, Dich nicht besser erziehen zu haben!“ jagte sie eines Tages zornig. „Du hast weder weiblichen Stolz noch eine Spur von Vernunft. Wie ein kleines Bürgermädchen bist Du, das nichts im Kopfe hat als seinen ungetreuen Liebsten!“

Senta schwieg zu allem. Hätte sie noch irgendwelche Illusionen über das Gemütsleben ihrer Mutter gehabt, in diesen Tagen hätte sie dieselben sicher zu Grabe getragen.

Sie sehnte sich nach ihrem Vater. Aus gelegentlichen gereizten Ausfällen der Hofrätin begriff sie endlich, daß dessen Lage keine beneidenswerte sei, und bildete sich ein, er würde sie nun vielleicht besser verstehen als früher.

Waren sie nicht beide unglücklich und enttäuscht? Mußte er nicht wie sie das Bedürfnis haben nach einem treuen Herzen, das mit ihm litt, weil es ihn lieb hatte?

Ach, sie sehnte sich so grenzenlos nach einem Menschen, dem sie sich rüchhaltlos anvertrauen, bei dem sie sich ausweinen hätte können, ohne konventionelle Vorurteile befürchten zu müssen.

Aber als sie die Hofrätin bat, zu Papa reisen zu dürfen, bekam sie erregte Vorwürfe. Welche

Idee! Papa hatte zu tun, und was wollte sie denn jetzt, mitten im Sommer, in Wien? Wenn ihr denn die Zeit hier wirklich zu langsam verginge, warum schreibe sie nicht fleißiger an Sandruch. Der arme Kurt werde stiefmütterlich genug behandelt von ihr, kein Wunder, daß auch seine Briefe in der letzten Zeit immer kürzer und lesteren wurden.

Senta seufzte und schwieg. An Kurt schreiben? Ach, sie mußte ja nie recht, was sie ihm schreiben sollte. Sie hatte so wenig Berührungspunkte. Früher einmal schien es, als ob sie ganz gute Kameraden wären, aber wenn sie jetzt an ihn dachte, kam er ihr so unendlich fremd vor.

Ueberhaupt — wie sonderbar, daß sie stets vergaß: ich bin seine Braut!

Eines Tages kam ein kurzer Brief von ihm an die Hofrätin, worin er mitteilte, daß es ihm durch die Vermittlung der Großfürstin gelungen sei, als erster Kurarzt in Fr. . . bad angestellt zu werden. Nach Wien werde er nur noch für kurze Zeit zurückkehren, da man ihn in seinem neuen Wirkungskreis nicht missen könne. In die Mitteilung schloffen sich noch ein Gruß an Senta und die Aufzählung verschiedener hoher Persönlichkeiten, die gegenwärtig in Fr. . . bad zur Kur weilten.

Die Hofrätin frohlockte.

„Oh — was macht Kurt für Karriere! Aber ich würde es ja immer, der versteht seine Chancen auszunutzen! Nun ist er geborgen auf Lebenszeit. Und Dir, Senta, wach glänzendes Leben steht Dir an seiner Seite bevor! Jetzt wirst Du wohl einsehen, wie recht ich hatte, als ich Dich drängte, Sandruch Dein Jawort zu geben!“

Senta huchelte sich freilich in ihren Schalen und blickte schweigend den goldgeäugten Vorken nach, die ein kühlher Abendwind über das Tal trieb.

„Ist Dir denn schon wieder kalt?“ fragte die Hofrätin, ärgerlich, daß Senta schwieg, anstatt Freude zu bezeigen.

„Ja, Mama.“

„Es ist furchtbar, wie blutarm Du bist! Morgen lasse ich Dir Eisenpillen kommen. Aber nun geh' und schreibe Kurt ein paar recht herzliche Glückwünsche. Es ist das mindeste, was er erwarten kann.“

„Kann es nicht auch morgen sein, Mama? Ich habe so furchtbare Kopfschmerzen!“

„Auch wieder! Diese Kopfschmerzen machen mich noch ganz nervös! Aber Du mußt Dich wirklich ein bißchen zusammennehmen, mein Kind! Willst Du die Legie sein, die Kurt gratuliert? Es ist durchaus notwendig, daß Du sofort schreibst! Und schreibe ihm nett, hörst Du?“ rief sie Senta, die sich leuzend entfernte, noch nach. „Schmeichle seiner Eitelkeit ein wenig, damit wickelt eine kluge Frau den Mann um den Finger und spornet ihn zu immer neuem Streben an.“

Sentas Kopfschmerz war in der Tat so heftig, daß sie kaum denken konnte. Mechanisch schrieb sie ein paar Zeilen hin, ohne viel darüber zu grübeln. Es war ihr grenzenlos gleichgültig, ob Sandruch Kurarzt in Fr. . . bad oder Primarius in ihres Vaters Sanatorium war, ob sie dort oder da mit ihm leben mußte.

Und etwas von dieser Gleichgültigkeit war deutlich zwischen den konventionellen Worten zu lesen, die sie sich zwang, niederzuschreiben.

In dieser Nacht wanderte sie nicht in ihrem Zimmer herum. Wie betäubt lag sie im Bett, und nur zuweilen erpreßte ihr der rasende Schmerz in ihrem Kopf ein dumpfes Stöhnen.

Am Morgen fand sie die Hofrätin in hohem Fieber, halb bewusstlos, mit glühenden Wangen. Der rasch herbeigerufene Arzt machte ein bedenkliches Gesicht und sprach von Typhus.

Es sei gut, daß die Villa außerhalb des Städtchens liege und völlig isoliert sei, so werde man den bösen Fall hoffentlich, um die anderen Kurgäste nicht zu beunruhigen, vertuschen können. Eine Wärterin wolle er sogleich schicken.

Das war eine böse Ueberraschung. Die Hofrätin war ganz saunungslos. Tausend Dinge fuhren ihr durch den Kopf. Typhus! Wie schrecklich! Das hieß nicht nur, um Senta Leben zittern müssen, das hieß auch, auf lange Zeit hinaus allem Verkehre entsagen. Am Ende mußte sogar die Hochzeit verschoben werden, die Ende September stattfinden sollte. Jedenfalls würde Senta ganz herabkommen, elend aussehen, vielleicht sogar ihr schönes, reiches Haar verlieren. . .

Dann überlegte sie. Natürlich mußte man sofort an Kurt und an Westendorf depechieren. Beide würden selbstverständlich kommen wollen. Aber Doktor Munk hatte von „Vertuschen“ gesprochen. Also nicht „Typhus“. Mit zitternder Hand setzte sie endlich die Depechen auf: „Senta schwer erkrankt. Kommen erwünscht, Platz genug vorhanden.“

Eine Stunde später trug der Portier beide Depechen auf die Post.

Von Sandruch kam die Antwort fast umgehend: „Kommen leider unmöglich, bitte um tägliche Drahtnachricht.“

Westendorf depechierte nicht. Die Hofrätin erwartete ihn daher mit dem Nachtschnellzug und ließ sein Zimmer instandsetzen.

Senta wußte von nichts. Sie lag mit geschlossenen Augen da, unruhig zusammenhanglose Worte vor sich himmelmeln, während die von Doktor Munk geandete Wärterin geräuschlos ihres Amtes waltete.

Westendorf wanderte in rastloser Nervosität die lange Zimmerflucht seiner Privatwohnung auf und nieder.

Mit Ausnahme seines Schlaf- und Ordinationszimmers, an das sich ein kleiner Wartesalon schloß, waren überall die gelbeidenden Niveaus herabgelassen, die Teppiche ausgerollt und die Polstermöbel mit Ueberzügen versehen.

Es roch nach Kampfer und Naphthalin. Ein Sauch unwirklicher Weere lag über den Räumen, in denen es totenstill war, denn seit die Hofrätin in Nischl weilte, war auch das weibliche Dienstpersonal dort, und Westendorf, der im Hotel aß, hatte nur den Diener Martin zu seiner Verfügung.

Es ging auf Mittag. Alle Augenblicke sah Westendorf auf die Uhr und je weiter der Zeiger vorrückte, desto mehr wuchs seine Nervosität.

Warum kamen sie denn nicht? Dieses Warten war fürchterlich. . .

Er blieb stehen und wuschte sich mit dem Taschentuch über die schweißbeugte Stirn. Dann suchte er seine Gedanken zur Ruhe zu zwingen.

Vielleicht ängstigte er sich umsonst! Vielleicht kamen Schwimmer und Herwecker gar nicht im Namen der Fakultät zu ihm. Hatte er nicht etwa nur in die feierliche, schriftliche Ankündigung ihres Besuchs etwas hineingelegt, was gar nicht darin war?

Mußte es sich denn gerade um diese leidigen Artikel in der Medizinischen Rundschau handeln? Sie konnten ja auch sonst etwas von ihm wollen. Ein Gutachten, einen Rat. . .

Aber eine Stimme in ihm jagte mit unerbittlicher Gewißheit: „Nein, es handelt sich um Doktor Robins Beschwerde. Und sie werden Dein Ehrenwort fordern oder Beweise, daß Du und nicht Robin zuerst jene Entdeckung machtest. Kannst Du beides nicht geben — und Du kannst es ja nicht! —, dann werden sie fordern, daß Du freiwillig aus der Deffenzität scheidest, nicht nur Deine Ehrenstellen, sondern auch das einträgliche Amt als Vorstand der Klinik niederlegst. . . Und das heißt, daß Du, gestern noch im Zenit des Ruhmes, morgen so gut wie tot bist!“

Er stöhnte. Der Schweiß stand in großen Perlen auf seiner Stirn. Ein wilder Blick flog über den Spiegel, an dem Westendorf eben vorüberging, und zeigte ihm ein verzerres Gesicht, auf dessen Wadenknochen rote Flecken brannten.

Könnte das wirklich sein Ende sein? Könnte man ihn denn zwingen, in Pension zu gehen? Und wenn er nicht wollte? Sich wehrte mit allen Mitteln?

Schließlich würde man eine Zeitlang reden, sich beruhigen und — vergessen.

Nein — er ließ sich nicht niederringen. Gewiß, es war köpflös gewesen, durch jene Artikel die sinkende Bedeutung unter den Fachgenossen neu beleben zu wollen. Leichtsinzig war es gewesen, da er ja die Möglichkeit, daß Robit inzwischen seine Ideen praktisch versucht haben und sich wehren könnte, ins Auge hätte fassen sollen. Aber es war nun einmal geschehen, und nun handelte es sich schon einfach um die Existenz.

Ein Westendorf mußte doch mehr gelten als dieser simple, kleine französische Arzt — bah, es würde schon gehen.

Er fuhr zusammen. Draußen hatte es geklingelt. Schon? Kamen sie schon? Es dünkte ihn plötzlich, als wäre es noch viel zu früh.

Aber es war nur der Diener, der ein Telegramm aus HsJhl brachte.

Mißtrauisch, ärgerlich fast, warf Westendorf die Depesche zunächst auf den Schreibtisch und untertrieb den Empfangsschein.

Von India natürlich. Und natürlich brauchte sie wieder Geld zu irgend einem Wohltätigkeitsfest oder etwas Ähnlichem. Aus anderen Gründen hatte sie ja in der letzten Zeit kaum mehr die Gnade, sich seiner zu erinnern. Freilich — als sinkende Größe war er in ihren Augen nichts mehr.

Er hatte unterschrieben und reichte dem Diener den Schein.

„Ich erwarte zwei Kollegen, Martin,“ sagte er kurz. „Wenn die Herren hier sind, können Sie sich entfernen und brauchen erst am Abend wiederzukommen.“

„Sehr wohl, Herr Hofrat. Für welche Stunde und wohin soll ich den Chauffeur bestellen?“

„Gar nicht. Ich mache heute keine Krankenbesuche mehr. Gabe zu schreiben.“

Wieder stand er allein und wartete.

Und dann tönte zum zweitenmal die Klingel draußen. Diesmal waren sie es.

Mit einer instinktiven Gebärde riß Westendorf an der Rouleaufahnr, daß auch hier in seinem Arbeitszimmer plötzlich das grell einfallende Tageslicht durch die seidnen Vorhänge abgedämpft wurde.

Dann fiel sein Blick auf das noch uneröffnete Telegramm, das er ganz vergessen hatte.

Mechanisch riß er es auf. Unruhig stimmernnd haftere sein Blick darauf, während er zugleich mit allen Sinnen nach dem Flur lauschte, durch den sich Schritte seiner Tür näherten.

Santa krank? In diesem Augenblick waren es ihm Worte ohne Sinn und Bedeutung. Er faßte sie kaum. In seinen Schläfen war ein dröhnendes Hämmern, schwer und dumpf klopfte ihm das Herz in der Brust.

Dann ging er mit einer gewaltigen Anstrengung den Eintretenden entgegen, ein scheinbar unbefangenes Lächeln um den seit seinem letzten Unwohlsein auf der Klinik noch immer etwas schief gezogenen Mund.

Und alles, was er gefürchtet hatte, traf ein.

Die Unterredung war äußerst kurz und förmlich. Schwimmer und Herweder, die sich der peinlichen Mission nur ungen und hauptsächlich darum unterzogen hatten, damit die ganze Sache vorläufig einen mehr privaten Charakter behielt, beschränkten sich auf das Allernötigste.

Sie fragten nur, ob Westendorf Kenntnis davon gehabt habe, daß Doktor Robit, der vor zwei Jahren eine Zeitlang seine Klinik frequentierte, im Begriff stand, noch vor ihm dasselbe neue Verfahren bei Blinddarmsoperationen in Anwendung zu bringen. Ferner, ob er in Anbetracht von Robits Behauptungen vielleicht beabsichtige, die betreffenden Artikel zurückzuziehen und seinen Standpunkt zu ändern.

„Nein!“ antwortete Westendorf, den beiden Kollegen seltsam starr ins Gesicht sehend.

„Sie beanspruchen also das Prioritätsrecht in dieser Frage?“ fragte Professor Herweder.

„Unbedingt!“

„Und wenn es zu gerichtlichen Schritten führen sollte... man kann schließlich nicht wissen, was dieser Franzose weiter beabsichtigt.“

„Auch dann! Ich werde die Konsequenzen tragen.“

(Fortsetzung folgt.)



Rätsel-Ecke

Rätsel.

1.

Ich habe Wasser und bin nicht naß,
Ich habe Feuer und bin nicht heiß;
Ich häng' am Kreuz und bin nicht tot,
Ich gelte Tönnen Goldes und wiege kein Lot.

II.

Ein Für- und Zeit- und Hauptwort geben
Ein kuges, wunderpols Bebet;
Das spricht der Fromme oft im Leben,
Wenn er an seine Arbeit geht.
Mit jedem Sprach bei seinen Taten
Ist jeder sicher wohlberaten. Seinemann.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Drettspiel.

Kriegs-Volkswohlfahrt.

Der Jahresbericht der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge für die Jahre 1913/14 ist jochen erschienen und gibt wie stets ein außerordentlich anschauliches Bild ihrer Tätigkeit. Mit Recht konnte die Berichtstatterin der zusammenfassenden Schilderung der 10jährigen Tätigkeit die Worte voraussetzen „Und so gewinnt sich das Leben die Worte voraussetzen“, denn von einem kräftig einsetzenden und in der Kriegszeit besonders intensiven Leben und Arbeiten geben die Einzelberichte ebenso wie der Gesamtbericht Zeugnis. 4994 Fälle im Jahre 1913, 7194 Fälle im Jahre 1914. — Schon diese Zahlen sprechen eine deutliche Sprache. Bei den Einzelberichten interessiert ebenso die Beratungsstelle mit der Hilfe der hier im Verberh mit dem verschiedenartigsten Publikum und aus den Ältern sich ergebenden Problemen, wie die Jugendgerichtshilfe, die von einem auffallenden Sinken der Strafziffern zur Zeit der großen Erhebung zu Anfang des Krieges berichtet, dem ein ebenso hartes Anschwellen der Kriminalität im weiteren Verlauf folgte. Die Fürsorgestelle beim Kgl. Polizeipräsidium nahm nach dem Bericht besonders tätigen Anteil an allen durch den Krieg besonders hervorgerufenen Notständen im Zusammenhang mit der Polzeibehörde. Das Adoptions- und Pflegenwesen weiß von einer schönen Steigerung der Hilfsbereitschaft der Bewisenden durch häufige unentgeltliche Unterbringung heimatloser Kinder zu erzählen. Der Bericht über das im Jahre 1913 eröffnete Heilerziehungsheim für psychopathische Knaben in Tempin, über das Kriegsmädchenheim und den Kriegs-Kindergarten zeigen, daß die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge nicht nur die Notstände und Probleme zu finden und in Konferenzen und Verammlungen zu erörtern weicht, sondern allen Fragen auch praktisch zu begegnen sucht. Der als Anhang gedruckte Bericht der 10jährigen Tätigkeit gibt ein anschauliches Bild des stets gesteigerten Interesses, das dem ganzen Gebiet der Jugendfürsorge in unserer Zeit zu Teil wird. Der Jahresbericht, für Mitglieder unentgeltlich, ist zum Preise von 50 Pfg. in der Geschäftsführung der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge Berlin N 24, Monbijouplatz 3 II erhältlich.



Schwämmliches

Sparjamkeit ist während des Krieges notwendig. Es wäre aber verkehrt, wollten unsere Frauen auf einmal auf die gewohnte Eleganz in der Kleidung verzichten. Die jetzigen Verläufe bieten den Damen günstige Gelegenheiten, ihre Garderobe zu vervollständigen. Da es allgemein bekannt ist, daß der Gut die Krone der Toilette bildet, so wird naturgemäß auf seinen Schmud die größte Sorgfalt verwendet. Der schönste und zugleich beste Fußschmud ist eine „Atama“-Straußenfeder, wie sie die Firma Herm. Hesse, Dresden-Alt., Scheffelstr. 10-12 in unerreichter Auswahl und Preiswürdigkeit führt.

Karte von Frankreich

Maßstab 1:1000000

Bearbeitet von Onésime Reclus

Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperrforis. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marseille und die Insel Korlika, sämtliche, auch die kleinsten Ortschaften und ermöglicht eine schnelle Orientierung der Kämpfe auf dem weislichen Kriegsschauplatz

Preis M. 3.— für 1 Exemplar

Zulendung erfolgt gegen Voreinendung d. Betrages portofrei

Geographisches Institut Wilhelm Greve

Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei
— Berlin SW 68, Ritterstraße 50 —

Echte Fuchs-Kolliers
M. 45.—
Pelzwarenfabrik
Leipzigzer Strasse 58. I.
nahe Spittelmarkt.

Anzeigen

haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung.

Neue Gänsefedern,
wie sie von der Gans gerupft werden, mit allen Daunen à 2 Pf., 1.50 Mt. Derselben Federn, mit allen Daunen, groß gerissen, à 2 Pf., 2.50 Mt., gut gerissen, mit allen Daunen à 2 Pf., 3.50 Mt., verleiende gegen Stachel, nehme, noch nicht gerissen, jurid. August Schuch, Gänseanstanale, Neu-Zeebin 9 (Oberbrück).

Niemand hat gesunde Beine

jetzt nötiger als die Daheimgebliebenen, welche den wirtschaftlichen Kampf durchzuhalten haben sind häufig die Folge

Schwere Leiden

Krampladern. Bei Beingeschwüren. Aderbemen. Geschwulst. Entzündung, nasser Flechte, Saizfluss, trockener Flechte, Gelenkverdiekung, Stenigkeit, Plattfuß, Rheuma, Gicht, Leishias, Hüftweh, Elefantiasis

verlang. Sie Gratisbrochure, Lehren u. Ratschläge für Beinleidende von Sanitätsrat Dr. R. Weise & Co., Hamburg 2, S.

Kaufe mein Bett.

Sodestrot, nicht Daunentbett, große 1 1/2 f. alt. Ober- u. Unterbetten u. 2 Kissen mit 20 Pfund neuen Salbdannen, das Gebett M. 30.—, daselbe Bett mit Daunentbede M. 35.—, Betttes herrestort. Daunentbett M. 40.—. Schnellfertig fertigt jedes Bett M. 5.— mehr. Richtige, Geld jurid. Bettfedern billig, stat. frei. 30.000 stunden. 1050 Danntfedern. Bettwarenfabrik

Th. Kranefuss, Kassel 44.

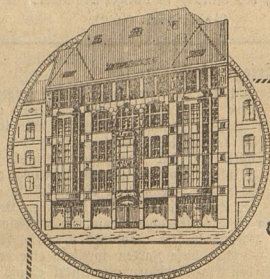


10 Jahre schön

bleibt so eine „Atama“-Straußenfeder, einzig von H. Hesse, Dresden, Scheffelstr. 10-12, zu beziehen. 30 cm lang 3 M., 40 cm 5 M., 50 cm 12 M., 60 cm 25 M. Schmale Federn, nur 15 cm breit, ca. 1/2 m lang, nur 2 M., 40 cm lang nur 1 M. Bous und Stolen, 2 m lang nur 8 M., 11 M., 14 M. Auswahl geg. Referenzen. Blumen, 1 Karton voll, 3 M.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 15263, 15264 u. 15265
Telegrammaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland

dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Soeben erschienen!

Soeben erschienen!

Wilhelm Greve's

Karte vom Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1:5 000 000

Bildgröße 72 x 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittel- und des Ostsees; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht lesbare Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.,

Fernsprecher:
Amt Moritzplatz 11298.

Berlin SW68, Ritterstraße 50

Fernsprecher:
Amt Moritzplatz 11298.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserem Verlage erscheint:

Kommentar zum Preussischen Wassergesetz

bearbeitet von

Justizrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Filehne.

Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragendsten Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzusprechen sind.

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark



ANZEIGEN

haben in diesem Blatt
die weiteste Verbreitung.



Preussische Weingrosshandlung

G. m. b. H.

Berlin SW., Ritterstrasse 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 15263, 15264 u. 15265.

Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Mosel-Weine

Obermoseler	0,80
1909er Remicher	1,—
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

Rhein- und Pfälzer Weine

1908er Gensing	1,—
1911er Bingerter Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	1,75

Rot- und Bordeaux-Weine

1911er St. Laurent	1,—
Fronsac Bordeaux	1,10
1911er Cru du Moulin	1,30
1909er Saint Seurin	1,50
1905er Château Gazin Fronsac	2,—

Als Spezialität empfehlen wir:

Französischer Rotwein	per Ltr. 1,25
Obermoseler	0,95
Edenkobener	0,95
Tarragona (rot) portweinähnlich	1,75

— In Korbfaschen von 5 und 10 Liter Inhalt. —

In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

exklusive Glas